

# Die Zeitungs Welt

Nr. 31

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

## Erweckt.

Roman von A. Ger.

(Fortsetzung)

Noack sieht den Kleinmeister erst einen Augenblick von der Seite an, dann lacht er laut und lange. „Was Sie doch noch für ein naives Tierchen sind, Schäfer! Hahaha! Sie glauben also wirklich auch, es handelt sich um die Verlängerung der Mittagspause und Verkürzung der Arbeitszeit um eine halbe Stunde! Hahaha!“

„Ja, das weiß ich in der Tat nicht anders, Herr Noack!“ antwortet Schäfer ganz verdutzt. „Sobiel ich auch schon über den Streik gehört und gelesen habe, — alles hat sich nur um die halbe Stunde gedreht.“

„Dann will ich Ihnen sagen, mein Lieber, um was wir Fabrikanten im Interesse unserer bürgerlichen Weltordnung kämpfen: Um die Erhaltung unserer Stellung als Besitzer und Leiter unserer Unternehmungen. Wir sollen unter das Joch der Herren von der sozialdemokratischen Parteiregierung gezwungen werden. Deshalb ist diese Kraftprobe veranstaltet worden. Die halbe Stunde ist nur Vorwand. Haben sie diese erst, dann kommt die weitere Order: die Arbeitszeit ist auf acht Stunden zu verkürzen, wie das ja in ihrem verrückten Programm steht, und jedes Jahr auf ihren sogenannten Manifesten gefordert wird. Dann wird weiter verfügt, daß über Anstellung und Entlassung von Arbeitern nur der Arbeiterausschuß zu befinden hat und so weiter und so weiter. Und wir Fabrikanten haben nur allergehorfamst auszuführen, was die Herren vom Textilarbeiterverband zu dekretieren belieben.“ „Aber, Herr Noack, wenn die Arbeiter später wirklich mit so verrückten Forderungen kämen, wie Sie fürchten, wäre es denn nachher nicht immer noch Zeit, wenn Sie sich dagegen zur Wehre setzen? Sie würden dann doch alle verständigen Leute auf Ihrer Seite haben. Jetzt, wegen der halben Stunde, da sagen auch viele Bürgerliche, daß die Arbeiter im Rechte sind und daß die Fabrikanten nachgeben könnten.“

„Und Sie glauben wirklich, daß noch ein Salten möglich wäre, wenn man erst einmal nachgegeben, der roten Rotte die Spitze des kleinen Fingers gereicht hat? Nein! Dann sind wir rettungslos verloren! Deshalb muß gleich bei dem ersten Versuch, den das Gelichter macht, alles auf des Messers Schneide gestellt, sofort die Frage entschieden werden, wer Herr

im Hause ist und zu bleiben hat. Und weil das so ist, und weil die Arbeiter, soweit sie von den Genossen verhebt sind, wie die Kletten zusammenhängen, deshalb müssen auch alle Unternehmer, ob groß, ob klein, fest zusammenstehen.“

„Na ja! Wenn Sie das sagen, wird es schon so sein, Herr Noack. Unsereiner kann diese Dinge ja nicht so verfolgen und übersehen.“

„Schön von Ihnen, Schäfer, daß Sie Lehre annehmen! Im allgemeinen sind die kleinen

denen man alles in die Hand geben muß, die nur das sehen, was man ihnen zeigt, und man horcht so gelegentlich nach ihren politischen Ansichten, dann sind es Mitglieder des evangelischen Arbeitervereins oder Militärvereiner oder beides zugleich. Hat man dagegen geschickte Menschen mit hellen Köpfen, die eigenem eine Sache richtig anzupackend stehen, dann sind es Note, daroye.

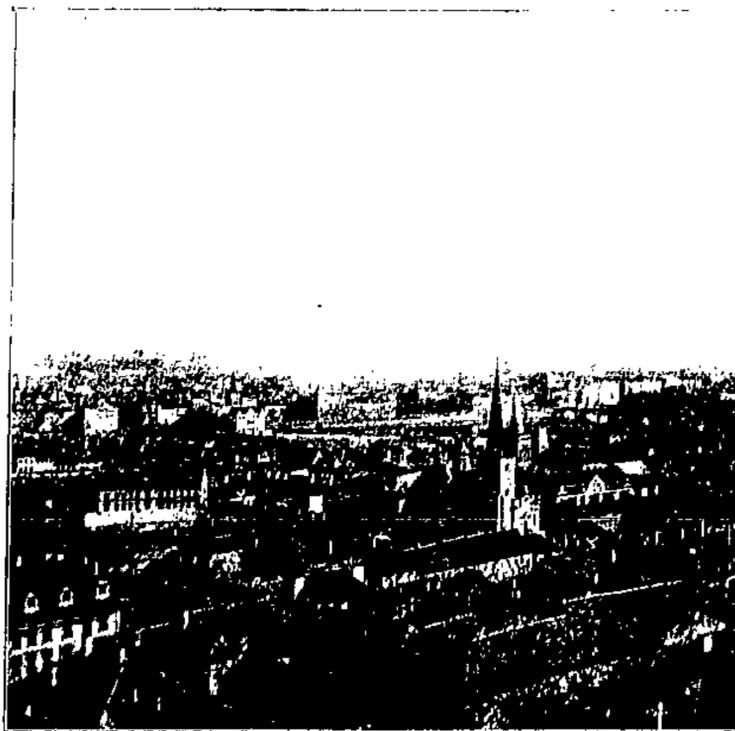
„Schon einen Witz leisten.“ *Carl Walter Freyr.* „Wohl auch einen gewissen Berg? Was hatten Sie von dem?“ „Jawohl! Der Berg arbeitet bei mir schon Jahr und Tag. Er ist ein Feuertopf, bei dem man gleich zwei Eide darauf schwören kann, daß er ein Moler ist.“

„Wichtig! Und ein ganz gefährlicher Aufwiegler und Heger ist er dazu. Western hat er in einer Versammlung der Streikenden drüben über die Grenze eine Rede gehalten, die mit Gemeinheiten und Nichtswürdigkeiten förmlich gespickt war. Dem Kerl werden Sie sofort den Laufpaß geben!“

„Das wird sich kaum machen lassen, Herr Noack. Sehen Sie, dieser Berg ist ein Mensch, wenn der eine Arbeit anfängt, ist es immer eine Ehrensache für ihn, daß sie auch tadellos gelingt. Und je schwieriger und kniffliger eine Aufgabe ist, vor die er gestellt wird, mit desto größerem Eifer macht er sich dabei. Ist er fertig und sagt: es geht, dann geht es auch, da brauche ich gar nicht erst hin zu sehen.“

„Machen Sie doch nicht soviel Wesen von solch plünderigen Schlossergesellen! Wenn Sie nach der Herberge schicken, bekommen Sie für den einen zehn andere.“

„Nanu nein, Herr Noack, so ist das nicht. Bei Ihnen da liegt der ganze Witz in den Maschinen drin; für die brauchen Sie nur noch Hände zur Bedienung. Aber bei mir ist das anders: ich brauche Köpfe. Es ist ja gar nicht zu sagen, was in einer Stadt mit Industrie jetzt alles für verschiedene Maschinen und Apparate stehen. Und ununterbrochen kommt Neues hinzu. Die verschiedensten Dampfmaschinen, alle möglichen Systeme von mechanischen Webstühlen, die Dynamomaschinen mit ihren verzwickten elektrischen Schaltungen, Gaskraftmaschinen und Notationsmaschinen. Stundenlang kann man aufzählen und nachher hat man sie doch noch nicht alle. Und alle soll man kennen; jeder soll man es sofort ansehen, woran es liegt, wenn



Das alte Prag.

Unternehmer furchtbar indolent. Sehen den Kämpfen ruhig zu, oder freuen sich möglicherweise gar noch heimlich, wenn die großen bedrängt werden. — Wieviel Leute beschäftigen Sie übrigens, Schäfer?“

„Sechs bis acht Gesellen habe ich immer, Herr Noack. Mein Geschäftel geht ja, Gott sei Dank, gut. Ich bin auch immer tüchtig hinterher, früh und spät auf dem Posten, und meiner Kundschaft zu Diensten, wo ich nur weiß und kann.“

„Da haben Sie doch sicher auch schon Erfahrungen mit der roten Gesellschaft gemacht.“

„Ach Gott ja, Herr Noack. Da ist Sie in der Tat ein wahres Kreuz. Hat man Simpel,

sie nicht mehr mag. Und sie muß es auch gehen. Ueberall, wo man hinkommt, heißt es: nur schnell! Wir brauchen die Maschine dringend! Ohne langes Besinnen und Tästeln soll man sofort wissen, wo der Knack sitzt, und wie zu helfen ist. Ja, das geht doch unfernein in den alten Kopf gar nicht mehr alles hinein! Darum ist mir auch der Berg eine so große Hilfe. In manchen . . ."

"Hören Sie auf!" unterbricht Noack ärgerlich den eifrig auf ihn eintredenden Kleinmeister. "Der Sums über den Kerl wird ja immer länger."

"Aber der Berg ist in der Tat ein ungewöhnlicher Mensch, Herr Noack. Er liest Fachschriften und studiert technische Werke und deshalb kennt er sich in hundert Dingen aus, die mir ein Buch mit sieben Siegeln sind. Das ist um so verwunderlicher, weil er von Haus aus nur eine gewöhnliche Schulbildung genossen hat. Aber er hat schon, wie er erzählt, als Lehrbub jeden Pfennig gespart und sich dafür Bücher gekauft. Und das muß wahr sein; und einen Kiefernleitz muß er aufgewendet haben, um alles das zu lernen, was er jetzt weiß. Und weil er sich theoretisches Wissen angeeignet hat, deshalb weiß er noch Rat, wo alle meine anderen Leute, und ich selbst mit meiner reichen Erfahrung, wie der Lohs vor dem Berge stehen."

"Alles ganz egal! Der Kerl fliegt einfach!"

"Na, vielleicht genügt es, Herr Noack, wenn ich ihm recht derbe und gründlich die Leviten lese, und ihm jage, daß er sich in Zukunft verständiger betragen muß, wenn er noch länger in unserer Stadt bleiben und hier sein gutes Brot finden will. Er ist ja noch ein junger Mensch, Herr Noack. Und in der Jugend hat man immer über die Stränge geschlagen, der man fahren ein lächtiger und solider

"Nein, nein, Schäfer! Darauf wollen wir es nicht ankommen lassen! Wer birgt uns denn dafür, daß es kommt, wie Sie hoffen? Und selbst, wenn der Fall einträte, was hätten wir dann gewonnen? Denn bis dahin hätte der Mensch doch vielen hundert anderen Arbeitern das Drachengift des Hasses und der Unzufriedenheit eingefloßt und Rekruten für die rote Armee geworben. Und außerdem: Wenn wir in so schlimmen Zeiten, wie es die unsrigen sind, oben bleiben, nicht zum Amboss werden wollen, dann muß an jedem, der für den Umsturz und gegen die Ordnung auftritt, augenblicklich ein Exempel statuiert werden. Deshalb kurz und gut: Den Burschen schmeißen Sie zur Bude hinaus!"

"Noch ein Wort, Herr Noack: Angenommen, Sie hätten in Ihrem Betriebe eine recht wertvolle Spezialmaschine stehen, und es verlangte jemand von Ihnen, Sie sollten diese Maschine entzweischlagen; würde Ihnen das nicht schwer ankommen? Einmal wegen des Kapitalverlustes, und zweitens wegen der Störung, die im ganzen Betriebe einträte. Und sehen Sie, Herr Noack, in meinem Geschäftel da ist ein so geschickter Arbeiter ein großes Kapital, das ich mir doch auch erhalten möchte."

"Unbekümmert darum, welchen Schaden so ein „geschickter Arbeiter“ sonst anrichtet. Natürlich! Der richtige Krauterstandpunkt! Gegenüber Ihrem „Kapital“ haben wir Fabrikanten ein Kapital zu verteidigen, von dessen Erhaltung das Wohl der ganzen Stadt und auch das Ihrige mit abhängt. Denn unsere Betriebe sind die Kuh, die Ihnen Milch und Butter gibt. Sind wir erst zugrunde gerichtet, dann können Sie Hungerpfoten saugen. Was wir und unsere Väter im harten Kampfe mit der Konkurrenz, mit Gottes Hilfe, durch Fleiß, Sparsamkeit, Umsicht und Tatkraft erworben haben, das wollen wir nicht diesem verheßten Böbel ausliefern."

"Ganz so schlimm wird es wohl auch nicht kommen, Herr Noack."

"Noch viel schlimmer würde es kommen, wenn der Böbel das Gestein in die Hand bekäme, allgemeinen Mord und Totschlag gäbe es, werden doch in solchen Zeitläuften selbst die Weiber zu Hyänen. Damit es aber nicht dahin kommt, müssen wir im nationalen Interesse die bereits hart bedrohte vaterländische, christlich-fromme und schlicht-einfältige Gesinnung verteidigen, wie sie in unseren evangelischen Arbeitervereinen und Militärvereinen gepflegt wird, und wir dürfen sie nicht von jedem hergelaufenen Kaufsekerl verspotten und in den Kot ziehen lassen. Wer in diesem Kampfe, den wir im Interesse unserer Stadt und im Interesse der Religion, Ordnung und Sitte führen, nicht für uns ist, der ist gegen uns. Rücksichten können und werden wir nicht nehmen. Und wenn Sie ein ganzes Duzend solcher „geschickter Arbeiter“ haben, wenn wir Fabrikanten morgen erklären, von uns bekommen Sie keinen Schlag Arbeit mehr, was unweigerlich geschieht, wenn Sie nicht mit uns an einem Strange ziehen, dann ist es mit Ihrem ganzen Geschäftel augenblicklich Effig. Haben Sie mich nun endlich verstanden?"

"Jawohl, Herr Noack, ich verstehe," sagt der eingeschüchterte Meister kleinlaut. "Sie wollen eben den Berg unter allen Umständen aus der Stadt fort haben, und da muß ich ihn natürlich entlassen. Aber gleich fortzuschicken kann ich ihn nicht, Herr Noack. Ich habe ausdrücklich Kündigung mit ihm ausgemacht, und die muß ich doch auch halten. Und wenn ich jetzt kündige, dann muß er gerade vor Weihnachten aufhören. Nun sind wir aber doch, wie Sie eben ganz richtig jagten, für christliche Gesinnung. Und da würde es doch einen schlechten Eindruck machen, wenn ich einen meiner Leute gerade vor dem nächsten christlichen Fest auf die Straße setze."

"Ganz im Gegenteil! Gerade so muß es gemacht werden! Nur keine Weichherzigkeit gegenüber den Kerlen, deren A und O der Klassenkampf ist, und die nur auf den Moment warten, wo sie uns wie wilde Bestien an die Gurgel springen können. Christliche Gesinnung gegen die gutgejunten Arbeiter, die ihrem Brotherrn untertan sind, wie es sich gehört. Gegen die verbändlerischen Streikbrüder, wie gegen das ganze rote Gesindel überhaupt, rückichtslose Brutalität. Darum: Der Berg bekommt zu Weihnachten seinen Fremdzettel, und daß es ihm nicht leicht werden soll, sich anderweitig einzunisten, dafür wird gesorgt werden."

"Jawohl, Herr Noack. Und wie ist es mit dem Auftrag, den Sie mir erteilen wollten?"

"Da können Sie gelegentlich wieder nachfragen, Schäfer. Oder noch besser: Ich lasse Ihnen durch das Telephon Bescheid zugehen, wenn Sie kommen sollen."

"Dann empfehle ich mich bestens, Herr Noack. Guten Morgen!"

"Guten Morgen, Schäfer!"

Bitterer Empfindungen voll steigt der zurückgekehrte Meister die Treppe hinunter. Unten wirft er einen giftigen Blick auf die lange Front des Fabrikgebäudes mit den ragenden Schloten im Hintergrunde. Unwillkürlich formen sich seine Gedanken zum Selbstgespräch: „Also mit Gottes Hilfe und durch Fleiß und Sparsamkeit haben sich die großmächtigen Noacks das alles erworben! — Jawohl, so hat er gesagt! — Wer es glaubt, kriegt 'n Taler. Muß mich doch für sehr dumm halten, daß er mir so etwas erzählt."

Schäfer wendet im Weiterstreiten nochmals einen Moment den Blick zurück auf den ganzen Komplex der Noackschen Anlagen und lacht dann bitter vor sich hin: „Hahaha! Fleiß und Sparsamkeit! Als ob ich es hätte daran fehlen lassen. Und nach zweiundzwanzig Jahren

sitze ich noch in einer kleinen Bude zur Mietwürde aber anders pfeifen, wenn man auch einen Vater gehabt hätte, der gerissen genug gewesen wäre, einen fastigen Bankrott zu deichseln. Dann könnte man mit Gottes Hilfe heute auch den großen Herrn spielen, und brauchte nicht als plünderiger Krauter — ja, wohl, Krauter, hat er gesagt! — vor den Herren Fabrikanten um ein bißl Arbeit zu fagbuckeln. Nicht mal den Gefellen darf man behalten, denn man am besten brauchen kann, und mit dem man seine Pläne vorhatte. Was wird nun daraus? Effig! alles Effig! — Jawohl, Effig hat er auch gesagt! — — —"

Die Leute, denen Schäfer auf dem Nachhausewege begegnet, sehen mit Verwunderung auf den erregten Mann, der bestig mit den Armen in der Luft herumfuchelt. Schäfer bemerkt das nicht, wie er auch die Grüße von Bekannten nicht beachtet. Zu Hause angekommen hat er sich so in den Zorn hineingeredet, daß er sofort nach der Werkstatt flücht, in der Selmut zufälligerweise allein anwesend ist. „Schöne Geschichten sind es, die man von Ihnen hört“, poltert er sofort gegen Selmut gewendet los. „Denke an Ihnen eine Stütze zu haben, und nun machen Sie mir die ganze Kundschaft auffällig!"

Selmut hält die Drehbank, an der er arbeitet, an und blickt überrascht auf seinen Meister. So hat er diesen noch nie gesehen. „Womit habe ich Ihnen jemals Veranlassung zu solchen Vorwürfen gegeben, Herr Schäfer?“ fragt er ruhig.

„Veranlassung gegeben! Das ist es ja gerade, daß Sie mir keine Veranlassung gegeben haben! Solange ich selbständig bin, habe ich keinen Gefellen gehabt, mit dem ich so zufrieden gewesen wäre, wie mit Ihnen. Und nun machen Sie solche Streiche! Was gehen Sie als Maschinenbauer denn die Weber an? Kündigen muß ich Ihnen! Bestrafen Sie? Müdigkeit ist ich Ihnen hiermit! In vierzehn Tagen müssen Sie aufhören! Kurz und klein könnte man alle schlagen!“ Während schleudert Schäfer einen schweren Hammer vom Amboss gegen eine große Blechtafel, daß ein Donnergepolter entsteht, und raft wieder aus der Werkstatt.

Selmut starrt ihm ganz perplex nach. Was war in den sonst so ruhigen und stets freundlichen Mann gefahren? Erst allmählich wird es ihm klar, daß der Austritt eine Folge seiner geistigen Rede, und Meister Schäfer von den Fabrikanten aufgehetzt ist.

3.

Nacht Tage sind verstrichen seit dem Vorgang in der Bahnhofstraße, der zur Verhaftung Stöhrs führte. Unter leisem Nockengeriesel sinkt der Winterabend hernieder. Menschenleer sind die Straßen. Die Schaufenster der Läden, sonst in den Wochen vor Weihnachten in hellem Lichtglanz strahlend, sind dunkel. Es wäre vergeblich Mühe Käufer anlocken zu wollen, denn nur das Notwendigste wird gekauft. Da sparen die Geschäftleute lieber die Besetzung ihrer Auslagen. Wie Erstarrung liegt es über der sonst so betriebsamen Stadt.

Die Familie Stöhr sitzt bei dem matten Schein des Sparlampchens dicht zusammenge drängt in der kleinen warmen Küche. Alle sehen still vor sich hin, doch spiegelt sich etwas von innerer Spannung und Erwartung in den Gesichtern wider. Endlich fragt Emil, der neben Großvaters Lehnstuhl kauert, leise: „Kommt denn Vater zu Weihnachten noch aus dem Gefängnis, Großvater?"

„Das wissen wir bis zur Stunde auch noch nicht, Emil. Aber wir werden vielleicht heute noch näheres hören. Herr Berg wollte direkt von der Arbeit zum Rechtsanwalt gehen und Erkundigungen einziehen. So lange mußt Du Dich schon noch gedulden."

Und wieder ist es lange still in dem kleinen

Maum, bis draußen die Türe knarrt und Schritte hörbar werden. „Jetzt kommt gewiß Dunkel Helmut,“ flüstert Emil. Gleich darauf klopft es leise. Die Großmutter, die der Tür am nächsten sitzt, öffnet diese rasch und Frau Stöhr ruft: „Kommen Sie nur herein, Herr Berg. Geduldige Schafe gehen ja viel in einen Stall. Wir erwarten Sie alle schon den ganzen Abend. Bringen Sie gute Nachrichten?“

„Leider nein!“ antwortet Helmut. „Ich komme direkt vom Anwalt. Er hat einen gut motivierten Antrag auf Haftentlassung gestellt, der aber abgelehnt wurde. Die Gründe, die das Gericht für die Ablehnung anführt, sind recht sadenscheiniger Natur. Einmal wird Stollungsgefahr angenommen.“

„Stollungsgefahr? was bedeutet denn das?“ fragt Frau Stöhr verwundert.

„Das ist so ein Ausdruck der Juristen, Frau Stöhr. Das Gericht will damit ungefähr sagen, daß es befürchtet, Ihr Mann würde, wenn er aus der Haft käme, seine Freiheit dazu benutzen, durch Beeinflussung von Zeugen und so weiter, den vorhandenen strafbaren Tatbestand zu verdunkeln.“

„Ach du lieber Himmel! Mein Mann hat doch gar nichts begangen! Was soll denn da noch zu verdunkeln sein?“

„Das ist gewiß richtig, Frau Stöhr. Aber das Gericht ist eben anderer Meinung. Das erhebt am besten aus dem zweiten Ablehnungsgrund, der noch auffälliger ist. Das Gericht nimmt nämlich an, daß bei der zu erwartenden hohen Strafe auch Fluchtverdacht vorliege. Und es begründet seine Annahme noch besonders damit, daß Ihr Mann Ausländer sei.“

„Mein Mann Ausländer!“ Frau Stöhr schlägt vor Verwunderung die Hände zusammen. „Die Sache ist in der Tat kurios. Am übrigen ist der Anwalt der Ansicht, daß es sich nicht verlohne, noch weitere Rechtsmittel gegen den Beschluß des Gerichts zu ergreifen, weil bereits auf den 23. d. M. Termin zur Verhandlung anberaumt ist.“

„Das ist ja ganz gut. Für uns, wie für meinen Mann, damit die Qual der Ungewißheit ein Ende nimmt. Aber gerade einen Tag vor dem Weihnachtsheilabend!“

„Ja! Der Anwalt sagt auch, er könne sich keines Falles erinnern, in dem das Vorverfahren so beschleunigt und die Verhandlung so rasch angelegt worden sei, wie in dem Prozeß gegen Stöhr. Aber es ist so. Mit dem ablehnenden Bescheide des Gerichts ist dem Anwalt heute zugleich die Anklageschrift zugegangen. Ich habe Einblick in sie genommen. Sie lautet auf Verübung von grobem Unfug, Beamtenbeleidigung und Widerstand gegen die Staatsgewalt.“

„Das alles soll mein Mann verübt haben?“

„Nach der Anklageschrift allerdings!“

„Ich kann gar nicht darüber fortkommen, daß mein Mann ein Ausländer sein soll,“ erwidert Frau Stöhr. „Er ist doch in Deutschland geboren, auch zur Musterung gegangen. Ich habe erst dieser Tage noch seinen Erlass-Merkschein in den Händen gehabt. Da muß doch unbedingt ein Verbum vorliegen.“

„Ganz ausgeschlossen ist es trotzdem nicht, daß die Behauptung des Gerichtes zutrifft,“ meint Helmut nachdenklich. „Es besteht immerhin die Möglichkeit, daß der Vater Ihres Mannes als Ausländer zugezogen und auch solcher geblieben ist, und daß die Polizei diesen Sachverhalt jetzt erst ausgeschmiffelt hat.“

„Gut, daß Sie von der Polizei reden, ich hätte sonst wahrhaftig nicht mehr daran gedacht. Es ist heute von der Polizei ein Schreiben an Sie gekommen, Herr Berg, über dessen Empfang ich eine Bescheinigung unterschreiben mußte.“ Frau Stöhr nimmt aus einer Schachtel einen mit einem großen Amtsfiegel verschlossenen Brief und reicht ihn Helmut hin, der ihn rasch erbricht,

und dann dicht an das kleine Lämpchen hält, um seinen Inhalt zu entziffern.

„Verwünscht!“ sagt Helmut ärgerlich, nachdem er das Schriftstück gelesen. „Jetzt werde ich zum 23., gerade am gleichen Vormittag, an dem die Gerichtsverhandlung stattfindet, auf das Polizeiamt geladen. Und ich hätte doch zu gerne dem Termine beigewohnt. Mit Meister Schäfer wäre ich schon einig geworden. Ich hätte einfach die am Vormittag veräumte Zeit am Abend nachgearbeitet.“

„Wie benimmt sich denn Herr Schäfer jetzt gegen Sie?“ fragt Frau Stöhr.

„O, der ist wieder die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selbst,“ antwortet Helmut.

„Dann wird er gewiß auch die Kündigung zurücknehmen,“ sagt Frau Stöhr zuversichtlich.

Helmut schüttelt den Kopf. „Da irren Sie sich, Frau Stöhr. Ich taxiere, daß Meister Schäfer die Kündigung nicht zurücknehmen kann, richtiger gesagt, nicht zurücknehmen darf, auch wenn er es zehnmal wollte.“

„Und da müssen Sie wirklich jetzt mitten im Winter auf die Wanderschaft gehen?“ Mütterliche Teilnahme und herzliches Bedauern klingt durch die Frage der Frau Stöhr.

„Ein junger Putsch, was macht sich der daraus!“ erwidert Helmut lächelnd, sich dabei von seinem Schemel erhebend. Doch ehe er den ersten Schritt machen kann, legen sich zwei kleine Arme um seine Beine und eine Kinderstimme, durch die unterdrücktes Schluchzen zittert, bittet: „Weibe bei uns, Dunkel Helmut!“

Helmut beugt sich gerührt zu dem kleinen nieder und streichelt ihm die heißen Wangen. „Es wird sich nicht machen lassen, Emil. Die Schäfersche Werkstatt ist die einzige Arbeitsgelegenheit für mich am Orte. Die anderen Kleinmeister stellen jetzt im Winter keinen Gejellen ein; die stümpfern sich mit ihren Lehrlingen durch. Da werde ich also wohl oder übel mein Handwerk schmieren müssen. Das Leben ist hart, da muß man sich schickeln und fügen, auch wenn das Herz dabei blutet. Das wird Dir später, wenn Du groß geworden bist, auch nicht erspart bleiben, mein Junge. Aber deshalb brauchst Du nicht traurig zu sein. Ich vergesse Dich nicht, auch wenn ich von hier fort bin. Du bekommst öfters einen Brief von mir, und so ganz aus der Welt werde ich hoffentlich auch nicht verschlagen werden, um nicht die lieben Fremde hier gelegentlich mal besuchen zu können.“

„Ja, Dunkel Helmut, wirst Du das tun?“ Ein Freudenstrahl leuchtet auf in den tränenfeuchten Minderaugen, die zu dem jungen Manne aufsehen.

„Ganz gewiß, mein Herzensjunge. Doch jetzt laß mich, bitte, los. Ich muß noch dem Komitee Bericht über die Mitteilungen des Anwalts geben.“

„Habe ich mich wegen der Prozeßverhandlung gegen meinen Mann noch um etwas zu kümmern?“ fragt Frau Stöhr.

„Nein, Frau Stöhr! Das wird alles vom Komitee auf das beste besorgt.“

Die nächsten Tage vergehen Helmut schnell bei hastiger, drängender Arbeit, die Meister Schäfer noch vor den Feiertagen fertiggestellt haben will, und die Abende bei den mannigfachen Vorbereitungen zu der geplanten Weihnachtsbescherung. Und gerade am letzten Tage häuft sich, infolge eines Maschinendefektes, den einer der ungeübten Arbeitswilligen angerichtet hat, die Arbeit nochmals so, daß Helmut sich erst in der letzten Minute losreißen kann und im Laufschritt nach dem Polizeiamt eilen muß, um zur angegebenen Zeit zur Stelle zu sein.

Nachdem er seine Vorladung abgegeben hat, wird Helmut sofort in ein Zimmer geführt, in dem Polizeirat Krüger mit seinem Sekretär sitzt. Der Polizeichef fixiert den mit höflichem Gruße Eintretenden einen Moment mit finsternem Blick,

läßt sich von seinem Schreiber ein Aktenbündel reichen, und beginnt mit trockenem Amtston: „Ich habe Sie vorladen lassen, um Ihnen eine behördliche Eröffnung zu machen. Nach Ausweis der Akten beabsichtigen Sie mit noch vier Unternehmern am ersten Feiertage unter dem Vorwand einer Weihnachtsbescherung eine große öffentliche Volksversammlung abzuhalten.“

„Nein, Herr Rat, nur eine Weihnachtsbescherung und keine Volksversammlung. Das Merkmal einer öffentlichen Versammlung besteht darin, daß in ihr allgemeine Angelegenheiten erörtert werden. Das Ueberreichen einer Puppe oder eines Pfeiferludens an ein Weberkind ist aber in alle Wege keine Erörterung öffentlicher Angelegenheiten. Die Auffassung der Behörde, daß die Weihnachtsbescherung eine Versammlung darstellt, ist falsch.“

„Sie reden daher wie ein Vuch, junger Mann. Es ist aber ganz schuppe, was Sie für richtig oder falsch halten. Lediglich die Behörde entscheidet, was eine öffentliche Versammlung ist. Verstanden? Ebenso entscheidet die Behörde, ob eine Versammlung stattfinden darf, oder ob sie, weil in ihrer Tendenz dem öffentlichen Wohle zuwiderlaufend, zu verbieten ist. Das letztere haben wir von der von Ihnen und Ihren Mitunternehmern geplanten Versammlung als erwiesen angesehen, und verbieten sie deshalb. Das wird Ihnen hiermit amtlich bekannt gegeben.“

(Schluß)

### Eheglücksangebinde.

Eines Weibes Bitte — ein zarter Klang —  
wächst aus zu Wunsch, Befehl und Zwang  
und wandelt dich langsam zum Zwerge.  
Ein winzig Ding — eines Weibes Hand  
vor deinen Augen . . . wird dir zur Wand  
und verdeckt dir die fernern Berge.

Robert Walter, Freye.

## Die Entwicklung der Arbeiter-Sport-Vereine.\*

(Schluß)

### Die Arbeiter-Schwimmer.

Von G. Zepmelfel.

Wie für das Turnen und die Athletik sind Zahn und Guts Muths auch die Wiedererwecker der volkstümlichen Schwimmsportart. Letzterer richtete die Frage an das Volk: „Bisher ist das Ertrinken Mode gewesen, weil das Schwimmen nicht Mode ist. Soll denn bei uns nicht auch das Schwimmen Mode werden?“ Die reaktionären Verfolgungen der Turnerei führten dem neubelebten Sport viele Anhänger zu und hielten das Interesse hierfür wach.

Ende der 70er Jahre fanden sich in mehreren Orten Schwimmer zusammen, die anfangs den Schwimmbetrieb, Unterricht und weitere Ausbildung, in praktische Wege leiten. Der dadurch herangezogene Stamm wirklicher Schwimmer drängte aber auch nach Befähigung und so wurden Wettswimmer und Wasserpringen auf eigens zu diesem Zweck abgehaltenen Schwimmfesten veranstaltet.

Ein unbestreitbares Verdienst hat diese Bewegung neben vielem Gumbung denn schließlich auch zu verzeichnen: Es ist ihr wirklich in vielen Fällen gelungen, die Anlage von Hallenbädern zu veranlassen und gleichzeitig das neuerweckte Interesse für das Schwimmen und Baden wachzuerhalten. Durch allerlei, das Sympatrische streifende Auswüchse wurden im Jahre 1897 mehrere Schwimmvereine veranlaßt, dem Deutschen Schwimmverband den Rücken zu wenden und sich gleich den Turnern, bei denen die Verhältnisse ähnlich lagen, zu einem „Arbeiter-

\* Wir verweisen auf den Artikel des „Neue Welt-Kalenders“ für 1911 (Auer u. Co., Hamburg) „Sport und Arbeiter“ von Dr. R. Silberstein.

Schwimmerbund" zusammenzuschließen, der sich bis zum Jahre 1905 nur auf Groß-Berlin beschränkte. Im Laufe der Jahre gelang es ihm jedoch auch in Breslau, Leipzig, Elberfeld usw. Fuß zu fassen und, nachdem er sich 1908 von dem aus dem bürgerlichen Verband noch herübergekommenen Firlefanz der Diplomierung oft recht unbedeutender Leistungen freigemacht, hatte er im vergangenen Jahre recht erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen, so daß jetzt in Leipzig, Dresden, Chemnitz, Halle, Elberfeld, Barmen, Memscheid, Solingen, Dortmund, Köln a. Rh., Hagen i. W., Breslau, Görlitz, Magdeburg, Braunschweig, Nordhausen, Hamburg-Altona, Stettin, Jena, Krefeld, Glauchau und Hannover außer Groß-Berlin, Arbeiter-Schwimmervereine bestehen und gedeihen.

Die Arbeit des Arbeiter-Schwimmer-Bundes hat eigentlich nur ein Ziel: Ausbreitung des Schwimmens in Arbeiterkreisen; jeder Arbeiter soll mindestens einmal in der Woche ein Schwimmbad nehmen; jeder Arbeiter soll sich vor der Gefahr des Ertrinkens bewahren, und auch seinem Mitmenschen, der sich in solcher befindet, helfend beispringen können. Ganz gleichgültig ist es dem Bunde, ob seine Mitglieder 100 Meter in 1 Minute 10 Sekunden oder noch weniger durchschwimmen oder ob sie deren 2 oder 3 benötigen — und den Zuschauern bei den Schauschwimmen usw. ist dies noch viel gleichgültiger.

Aus diesem Grunde werden im Bunde Wettschwimmen nur nebenher gepflegt, in der Hauptsache wird Wert auf unsterbliche Gesamtleistungen, Meigenschwimmen, Wasserballspiel, Rettung Ertrinkender, gelegt. Zu letzterem Zwecke bildet der Bund besondere Rettungsmannschaften aus, die der Arbeiterschaft gemeinsam mit dem Arbeiter-Samariterbunde bei Festen zur Verfügung stehen, die an Gewässern abgehalten werden.

Daß natürlich die Vereine des Bundes auch jeden Arbeiter, soweit er sich als solcher ausweist, und soweit es die Umstände gestatten, gern im Schwimmen unterrichtet, ist wohl selbstverständlich; namentlich leisten sie auf diesem Gebiet in bezug auf Jugendliche und Schüler viel mehr als die bürgerlichen Verbände. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß dem Bunde auch Frauen-Schwimmervereine mit Mädchenabteilungen angehören, die nach denselben Grundätzen wie die Männerabteilungen arbeiten.

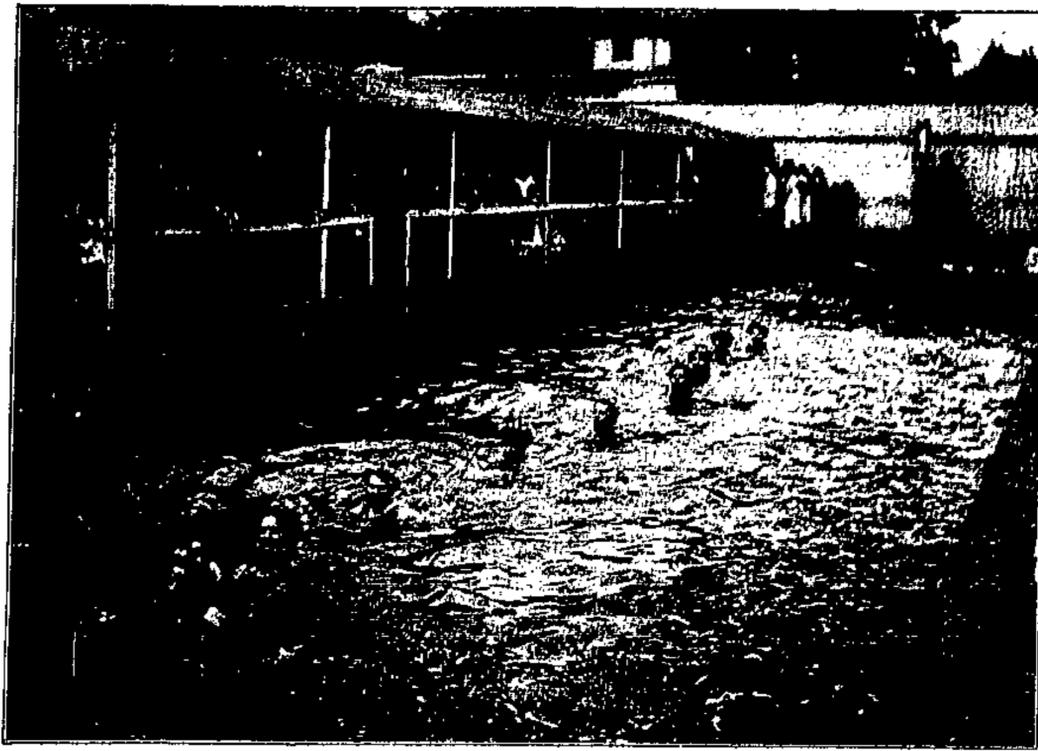
### Der Arbeiter-Athleten-Bund.

Von Paul Strumpf.

Als die Bunden der verheerenden Kriege von 1864, 1866 und 1870/1871 einigermaßen vernarrt waren und das Wirtschaftsleben wieder in ruhigere Bahnen floß, unternahmen es einsichtige Männer, das vom Turmwater Rahn, GutsMuths u. a. während der Freiheitskriege angefangene Werk fortzusetzen. Ihr Ideal war, kräftige, gesunde und somit geistesfrische, schaffensfreundliche Generationen durch Pflege körperlicher Übungen und volkstümlicher Spiele heranzubilden. Sie verhalfen der stark im Abflauen begriffenen deutschen Turnerei zu neuem Aufblühen, allerorten wurden derartige Vereine ins Leben gerufen. Aber nur zu bald wurde vom gesteckten Ziele, alle Zweige der Leibesübungen zu pflegen, abgewichen und das einseitig bildende Geräteturnen durchweg bevorzugt. Die also stiefmütterlich behandelten Liebhaber von volkstüm-

lichen Übungen, die meistens nur auf athletischem Gebiet liegend, wie z. B. Gewichtheben und Ringkampf, sonderten sich bald ab und gründeten die ersten deutschen Athletenvereine.

Heute sind in etwa 30 Verbänden und Vereinigungen 40-50 000 Athleten vereinigt; unter diesen befinden sich rund 80 Proz. Arbeiter, die, im wirtschaftlichen Leben zum größten Teil



Damenrelay des Arbeiter-Schwimmer-Bundes.

gewerkschaftlich organisiert, sich als Athleten anlässlich jedem Zentralisationsversuch abhold zeigen. Die geistigen Führer dieser Korporationen spielen sich meist als Stützen des Staates auf und benutzen den Indifferentismus der Athleten, um sie bei allen möglichen Gelegenheiten als Staffage zu benutzen. Unter diesen Umständen fiel dieser Sport der Mißachtung der Allgemeinheit anheim und verlor jeden gesundheitlichen Wert. Um nun alle diese Schäden auszumerzen, um die Athletik in vernunftgemäßer Weise zur Kräftigung des Körpers und des Geistes zu betreiben, getreu dem Grundsatz: nur in einem gesunden Körper kann ein gesunder Geist wohnen, ging im Jahre 1903 von Magdeburg die Anregung aus, die Zentralisation aller deutschen Athleten anzustreben. Dieser Gedanke wurde jedoch erst im Jahre 1906 von 30 Berliner Vereinen verwirklicht. Der erste Erfolg war eine Zusammenkunft der Vertreter von Hallenser, Leipziger und Magdeburger Vereinen. Das war Weihnachten 1907. Ein Einheitsstatut



Arbeiter-Athlet.

wurde geschaffen, die Herausgabe eines obligatorischen Bundesorgans beschlossen, in dem unsere Zwecke und Ziele wirksam propagiert werden sollten. Am 15. März 1907 erschien die erste Ausgabe und mit ihr wurden die Ideen des „Deutschen Arbeiter-Athletenbundes“ in alle Ecken Deutschlands getragen. Schwer ist aller Anfang, unerschwinglich schienen uns die Opfer; aber es ging langsam und sicher vorwärts. Inzwischen ist die Leitung des Bundes nach Magdeburg verlegt worden. Die Mitgliederzahl stieg in 2 1/2 Jahren von 600 auf 4000. Eine Versicherung gegen Unfälle im Sportsbetrieb und gegen Todesfälle wurde geschaffen. Auf dem bevorstehenden Bundestag in Leipzig sollen alle bestehenden Einrichtungen noch besser ausgebaut werden. Können wir auch in der kurzen Zeit unseres Bestehens nicht mit großen Zahlen und großzügigen Statistiken aufwarten, so haben wir die Gewissung, daß wir in Nord und Süd, in West und Ost Anhänger haben, daß sich bei allen einsichtigeren Athleten der Gedanke Bahn bricht: nur im Rahmen eines Arbeiter-Athleten-Bundes kann die Athletik ein wahrer Volkssport sein. Volkstümlicher Sport ist Athletik; diesen zu pflegen ist

Aufgabe des Arbeiter-Athleten-Bundes Deutschlands. Wird uns erst einmal in erhöhtem Maße die Unterstützung der Arbeiterschaft zu teil, dann wird auch unser Bund zu dem heranwachsenden, was er sein soll: ein Bindeglied in der Kette der modernen Arbeiterbewegung.

### Die Ur tierchen als Feinde des Menschen.

Von C. Theiling.

(Schluß)

Allen Sporozoen gemeinsam ist die Art ihrer Vermehrung, die hauptsächlich durch zahlreiche winzige Keimchen, die sogenannten Sporen erfolgt, welche meistens von einer schützenden Hülle umschlossen entstehen. Zur weiteren Entwicklung müssen die Sporen in der Regel das Wirtstier verlassen; sie gelangen ins Freie, ins Wasser oder in die Luft, oder machen auch einen Wirtswechsel durch. Auch darin stimmen sämtliche Sporozoen überein, daß sie die Fähigkeit, feste Nahrungskörper aufzunehmen, verloren haben. Die Ernährung geschieht lediglich mittels Aufnahme gelöster Stoffe von der Körperoberfläche aus.

Schaudinns Beispiel folgend, teilt man jetzt gewöhnlich die Sporozoen, je nachdem die Ausbildung der Sporen während der gesamten Lebenszeit oder nur am Ende einer vegetativen Periode erfolgt, in die beiden großen Unterabteilungen der *Neosporidien* und der *Telosporidien*. Zu der ersten Gruppe rechnen wir, nur die wichtigsten Abteilungen seien genannt, die *Cnidosporidien* und die *Sarcosporidien*; die Unterklasse der *Telosporidien* dagegen umfaßt die *Gregarinen*, *Coccidien* und *Saemosporidien*. Bei dem enormen Formenreichtum der Sporozoen müssen wir im folgenden noch springhafter vorgehen, als bisher.

Am längsten bekannt sind die *Gregarinen*, die bereits 1787 von *Cavolini* in den Anhangsdrüsen des Magens einer Krabbe, *Cancer depressus*, aufgefunden und recht gut beschrieben wurden. In der Deutung seiner Befunde geriet freilich *Cavolini* auf leicht verzeihliche Abwege, hielt er doch die paarweise

meinander hängenden Tiere für zweigliedrige Bandwürmer. Der Stern sollte die Geschlechtsöffnung des Wurmes sein. Erst v. Kolliker erkannte in den Gregarinen einzellige Lebewesen.

In früheren Jahren führte man zahlreiche Krankheiten der höheren Tiere auf den schädigenden Einfluß von Gregarinen zurück, in Wahrheit kennen wir keine Gregarine, die als Krankheitserreger Bedeutung hätte. Sie sind ausgesprochen Parasiten niederer Tiere und werden z. B. bei Arthropoden, Würmern, Mollusken und Stachelhäutern häufig in ungeheuren Mengen angetroffen; bei Wirbeltieren hat man Gregarinen bisher überhaupt nicht nachgewiesen.

Die ausgewachsenen Schmarotzer haben zum Teil eine sehr typische Gestalt. Schien es nach

Epimerit ist eine der vorhin erwähnten, in Anpassung an den Parasitismus erworbenen Neubildungen. Der hintere Störperabschnitt umschließt den Zellkern; er wird als Deuteromerit bezeichnet. Der gesamte Zellleib wird von einer derben Pellicula umhüllt, die den Tieren eine verhältnismäßig starre Form verleiht. Bewegungsorganellen scheinen ganz zu fehlen, nur unmittelbar unter der schützenden Hülle liegen zarte Muskelfibrillen, deren Kontraktionen eine gewisse Gestaltsveränderung gestatten, die jedoch für die Fortbewegung bedeutungslos sind. Wie aber geschieht die Ortsveränderung? Das bildete lange Zeit ein Rätsel, dessen Lösung erst Schewiakoffs Untersuchungen brachten. Die Gregarinen vermögen nämlich an ihrem hinterem Ende aus dem Grunde von Längs-

Die Scheidung der beiden Störperabschnitte wird undeutlicher und verschwindet endlich vollkommen. Gemeinsam scheiden die Tiere um sich eine Hülle ab. Ist diese Arbeit beendet, so erfolgt eine starke Vermehrung der Sterne, die sich allmählich an der Peripherie sammeln. Um jeden der kleinen Teilkern scheidet sich etwas Protoplasma ab, der größte Teil des Plasmas jedoch bleibt ungenutzt, einem raschen Untergange geweiht, als Restkörper in der Mitte liegen. Nach Trennung von dem Restkörper verschmelzen je zwei der kleinen eiförmigen „Gameten“ und bilden auf diese Weise einen sogenannten „Sporoblasten“, ein längliches Gebilde, das sich mit einer zweiflappigen Schale umgibt. Durch mehrfache Teilung entstehen in jedem Sporoblasten acht sichelförmige einzellige „Sporozoiten“. In



Dorfstraße. Nach einem Gemälde von Richard Hagn.

den bisherigen Ausführungen, als führte der Parasitismus nur zu Rückbildungen, zu einer Vereinfachung der Organisation, so sehen wir hier, durch ihn veranlaßt, sehr charakteristische Neubildungen hervortreten. Unserer Beschreibung legen wir einen Bewohner des Darmkanals der Röhrenschabe, die äußerlich gemeine *Gregarina blattarum* zugrunde. Der Körper dieses Tieres zerfällt in erwachsenem Zustande in zwei, durch eine querlaufende, ectoplasmatische Scheidewand getrennte Abschnitte. An dem vorderen Teile, dem Protomerit, sitzt bei vielen Arten und wenigstens in der Jugend auch bei unserer Form ein häkchen-, anker- oder knöpfchenförmiges Spigenstück, das Epimerit auf, das lediglich zur Befestigung des Parasiten an der Wirtszelle dient, denn gleich allen Sporozozen sind auch die Gregarinen ausgesprochene Zellschmarotzer. Das

turchen der Zellhaut ein schleimiges, klebriges Sekret auszuscheiden, das rasch erstarrt und sich mit der Unterlage verbindet. So entsteht ein immer länger werdender Gallertstiel, der die Tiere langsam vorwärts schiebt. Ein Weg von einem Millimeter Länge wird auf diese Weise in etwa zehn Minuten zurückgelegt.

Es bleibt noch der merkwürdigen Gewohnheit zahlreicher Gregarinenarten zu erwähnen, sich zu zwei oder mehreren aneinander zu legen und lange Ketten zu bilden.

Die Fortpflanzung der Gregarinen soll hier nur in schematischen Umrissen skizziert werden. Zwei Gregarinen legen sich hintereinander, daß das Protomerit der einen an dem Deuteromerit der anderen festhaftet. Dann dreht sich das eine Tier um 180 Grad, bis die beiden Gregarinen mit ihren Längsachsen nebeneinander liegen.

Der Regel gelangt die Cyste in diesem Stadium aus dem Darne des Wirtstieres nach außen, hier werden die Sporoblasten, die ja selbst wieder durch ihre Schale vor Austrocknung geschützt sind, frei. Wenn jetzt ein geeignetes Wirtstier einen solchen Sporoblasten in den Darm aufnimmt, so schwärmen die Sichelkeime aus, bohren sich in die Epithelzellen des Darmes ein, und wandeln sich unter allmählicher Aufzehrung der befallenen Darmzellen zu erwachsenen Gregarinen um.

Von größerer Bedeutung als die Gregarinen sind die Coccidien, deren Lebensschicksal uns seit Schaudinuss schönen Untersuchungen an *Coccidium Schubergi* bis in alle Einzelheiten bekannt ist. Der Parasit schmarotzt in den Darmzellen des Tausendfüßers, *Lithobius forficatus*. Hier in den

Epithelzellen findet man kleine sichelförmige Kerne, die Sporozoiten, welche rasch auf Kosten der Wirtszellen zu großen Kugeln heranwachsen. Bald beginnt in den Kugeln eine lebhaftere Kernvermehrung, die kleinen Kerne rücken an die Oberfläche, und indem sich um jeden eine sichelförmige Plasmanasse abgrenzt, wandeln sie sich wieder zu Sporozoiten um, die bald aus Schwärmen und neue Darmzellen infizieren. Man bezeichnet diesen eben skizzierten ungeschlechtlichen Vermehrungszyklus als „Schizogonie“. Er bewirkt eine rasche Zunahme der Parasiten in dem befallenen Tiere. Mit der Schizogonie wechselt aber noch ein geschlechtlicher Vermehrungszyklus ab, der zur Ausbreitung der Parasiten auf andere Wirtstiere und damit der Erhaltung der Art dient. Zu Zeiten weisen nämlich die durch Schizogonie entstehenden Sporen sehr charakteristische Unterschiede auf. Die einen wachsen nach ihrem Eindringen in neue Epithelzellen zu großen eiförmigen „Eiern“ heran, während bei anderen sich der Kern mehrfach teilt. Die Kerne rücken dann wieder an die Peripherie und wandeln sich zu länglichen, mit zwei protoplasmatischen Geißeln ausgerüsteten „Samenfäden“ um. Wir finden also hier bei einem einzelligen Lebewesen bereits eine deutlich ausgesprochene Differenzierung in ein männliches und weibliches Geschlecht. Auch der weitere Entwicklungsgang bietet zahlreiche Analogien zu der Eireifung und der Befruchtung bei höheren Tieren. Hier wieder stößt das Ei einen Teil seiner Kernsubstanz aus und wird damit bereit zur Befruchtung. Nachdem die Samenfäden sich von dem protoplasmatischen Restkörper, der bei ihrer Ausbildung zurückbleibt, losgelöst haben, suchen sie, angelockt durch irgendwelche chemotaktisch wirksamen Stoffe, die Eizelle auf. Ebenfalls wie die Eier höherer Tiere streckt auch das Coccidien Ei den sich nähernden männlichen Geschlechtszellen einen Plasmaportus, einen Empfangshügel entgegen, in den ein Samenfaden eindringt und damit die Befruchtung ausführt. Fast augenblicklich erstarrt jetzt die äußerste Plasmaschicht des Eies zu einer festen, schützenden Hülle, die weiteren Samenfäden den Zutritt verwehrt. Jetzt vereinen sich Eikern und Samenkerne, um sich dann gemeinsam in 4 Kerne zu teilen, um die sich je ein Teil des Plasmas absondert und eine Hüllschicht ausscheidet. Mit dem Kot gelangt die Eizelle mit ihren 4 Cysten nach außen und wird, ist das Glück günstig, von einem anderen Laufendfuß gefressen. Inzwischen hat sich auch noch der Inhalt jeder Cyste in je zwei Sporozoiten zerlegt, die aus der Sporenhülle kriechen und die Infektion vollenden. Man bezeichnet diese Aufeinanderfolge geschlechtlicher und ungeschlechtlicher Fortpflanzungsperioden als „Generationswechsel“, eine Erscheinung, die auch bei den höheren Tieren und den Pflanzen in großer Verbreitung vorkommt. Die Coccidien spielen als Parasiten der Haustiere eine wichtige Rolle und gehen bisweilen auch auf den Menschen über. Erwähnt sei besonders *Coccidium cuniculi*, als ein häufiger Schmarotzer der Kaninchen, der im Darm, in der Leber und in den Gallengängen oft in großer Menge auftritt und bisweilen Anlaß zu verheerenden Epidemien gibt. Diese Art wurde auch bei Kindern, Pferden, Schweinen und beim Menschen nachgewiesen. Auch der Erreger der gefährlichsten roten Ruhr der Kinder ist ein Coccidium.

Die letzte und wichtigste Ordnung der Sporozoiden sind die Sarcosporidien. Wir wollen von ihnen lediglich den Erreger der menschlichen Malaria besprechen, können uns aber auch dabei ziemlich kurz fassen, da der Entwicklungszyklus mit dem der Coccidien weitgehende prinzipielle Ähnlichkeit besitzt.

Man unterscheidet drei Arten des Malaria-Parasiten, *Plasmodium praecox*, *vivax* und *malariae*. Ob wir es in diesen drei Formen wirklich mit drei gesonderten Arten zu tun haben oder nur mit Varietäten derselben Art, erscheint zweifelhaft, zumal alle drei auf dieselben Wirte, den Menschen und die Mückengattung *Anopheles* beschränkt sind. Diese drei Parasiten sind die Erreger der drei Formen menschlicher Malaria, die man als *Perniciosa*, *Tertian* und *Quartan* unterscheidet. Unserer Besprechung legen wir die Verhältnisse des Tertianparasiten, *Plasmodium vivax*, zugrunde. Die beiden anderen schließen sich diesem in ihrem Verhalten eng an.

Untersucht man das Blut Fieberkranker in der anfallsfreien Zeit, so findet man die roten Blutkörperchen mit winzigen amöboiden Keimen infiziert, die schnell heranwachsen und dabei das Blutkörperchen aufzehren. Der rote Blutfarbstoff wird von dem Protoplasma der Parasiten zerlegt und lagert sich in Form eines tiefbraunen Farbstoffes im Innern des Plasmodiums ab. Mehr und mehr wächst der kleine Parasit heran, bis ihn das erheblich aufgetriebene Blutkörperchen nur noch als dünner Mantel umgibt. Durch vielfache Teilung hat sich inzwischen das Plasmodium in etwa 20 Sporen zerlegt, die anfangs noch durch einen mittleren plasmatischen Restkörper, der infolge der Pigmentanhäufung fast schwarz erscheint, zusammengehalten werden. Endlich zerfällt das Blutkörperchen, die Sporen werden frei, gelangen in den Blutstrom, um von neuem an anderen Blutkörperchen ihre zerstörende Tätigkeit zu beginnen. Durch das sich in der Blutflüssigkeit verteilende Pigment des Restkörpers gewinnt das Blut Malariafranker die charakteristische dunkle Verfärbung.

Der gesamte Vorgang des Heranwachsens der Sporen und ihrer Vermehrung umfaßt bei *Plasmodium vivax* und *praecox* 48 Stunden, bei *Plasmodium malariae* 72 Stunden. Kennzeichnend gibt sich der Zerfall in Sporen und deren Eindringen in gesunde Blutkörperchen durch einen Fieberanfall zu erkennen, der also je nach der Art des Krankheitserregers regelmäßig alle 48 oder alle 72 Stunden wiederkehrt. In gleicher Weise wie bei den Coccidien dient diese ungeschlechtliche Form der Vermehrung zur Ueberschwemmung des Wirtskörpers selbst mit Parasiten, während die Uebertragung der Plasmodien auf andere Wirte von einem geschlechtlichen Fortpflanzungsmodus begleitet ist. Bei der folgenden Besprechung werden wir uns besonders an *Plasmodium praecox*, den Erreger der *Perniciosa*, halten.

Saugt eine Stechmücke der Gattung *Anopheles* an einem Malariafranken, dann gelangen natürlich mit dem Blute zugleich auch zahlreiche Parasiten in den Darm der Mücke. Während nun hier im Körper des Zwischenwirtes die zur ungeschlechtlichen Vermehrung prädestinierten Kerne rasch zugrunde gehen, sehen wir andere eine sehr eigentümliche Entwicklung beginnen. Sie wachsen stark heran, und ein Teil entwickelt sich zu „Dogonien“ oder Eiern, ein anderer zu männlichen Samenfäden oder „Mikrogameten“. Auch die Befruchtung findet noch im Mückendarme statt, dann aber durchbricht das Ei, das sich inzwischen zu einem sichelförmigen beweglichen Gebilde umgewandelt hat, die Epithelbekleidung des Darmkanals und kommt erst unmittelbar unter der elastischen Darmmembran wieder zur Ruhe. Hier von der Membran wie von einer Cysten-hülle umschlossen wachsen die Dogonien zu kleinen Knollen, den „Amphionten“ heran, die man schon mit unbewaffnetem Auge zu erkennen vermag. Im Innern der Amphionten spielen sich jetzt lebhafteste Teilungsvorgänge ab.

Der ursprünglich einheitliche Kern der Dogonien zerlegt sich in immer kleinere Teilchen, und es entstehen zahllose fadenförmige *Gymnosporen*. Wie ungeheuer die Vermehrung ist, zeigt eine Berechnung Grassi's, der zu Folge ein einziger Amphiont bis zu 10 000 Gymnosporen erzeugen kann. Ist die Ausbildung der kleinen Fadenkerne beendet, dann verlassen sie die Amphiontenkapsel, verteilen sich in der Leibeshöhle der Mücke, um sich endlich in der Speicheldrüse anzusammeln. Da die Mücken beim Blutsaugen gleichzeitig ein Speicheltröpfchen in die Wunde fließen lassen, gelangen damit zugleich auch zahlreiche Gymnosporen in den menschlichen Blutstrom, dringen in die Blutkörperchen ein und beginnen hier wieder den ungeschlechtlichen Vermehrungszyklus.

Es ist sehr auffallend, daß sich die Entwicklung des menschlichen Malaria-Parasiten nur in dem Körperinnern eines *Anopheles*, nicht aber in den doch so nahe verwandten Mücken der Gattung *Culex* vollziehen kann. Zur Entwicklung ist auch eine bestimmte Außentemperatur notwendig, schreiten doch die Parasiten erst bei einer Wärme von mehr als 17 Grad Celsius zur Bildung von Mikrogameten. Bei niedrigerer Temperatur steht die Entwicklung still.

Wenn die Malaria auch in unseren nördlichen Breiten nicht ganz fehlt, so kann man sich doch von ihrer wahren Bedeutung keine rechte Vorstellung machen. In ihrer eigentlichen Heimat, in den südlicheren Zonen, in Zentralafrika, Kamerun, Neu-Guinea usw., hängt oft die Bewohnbarkeit weiter fruchtbarer Landstrecken allein von dem Vorkommen und Fehlen dieser Parasiten ab. Man ist daher auch schon seit langem, und glücklicherweise mit gutem Erfolg, an die Niederkämpfung dieser schrecklichen Plage gegangen. Vorzüglich stehen uns dabei zwei Mittel zur Verfügung. Das eine besteht in der möglichen Vernichtung der *Anopheles*-Mücken und ihrer Brut und in der Verhinderung des Stechens, das andere in der Bekämpfung der Parasiten im menschlichen Körper selbst durch Anwendung von Chinin. Die Vernichtung der Mücken wird am besten dadurch erreicht, daß man den Boden trocken legt und die Pfützen, Lämpel und Regentonnen, die die beliebtesten Brutplätze für *Anopheles* darstellen, von Zeit zu Zeit mit Petroleum übergießt. Da in den Tropen fast alle Eingeborenen mit Malaria infiziert sind, so daß die Mücken sich an ihrem Blute immer neu mit Parasiten beladen, ist es für den Europäer ratsam, seine Wohnung von denen der Eingeborenen getrennt anzulegen. Der Zwischenraum braucht kein großer zu sein, entfernt sich doch der *Anopheles* selten weiter als einige hundert Meter von seinem Geburtsort.

Auf die zweite Unterabteilung der Sporozoen, die *Neosporidien*, brauchen wir hier nicht einzugehen, da sie für den Menschen im allgemeinen nur von geringer Wichtigkeit sind. Es mag zu wissen genügen, daß gelegentlich bei Fischen auftretende, verheerende Epidemien auf eine Infektion mit *Myxosporidien* zurückzuführen sind. Eine gewisse Bedeutung kommt endlich noch den *Sarcosporidien* zu, Parasiten unserer Haustiere, die gelegentlich auch auf den Menschen übergehen.

Zum Schluß möchte ich noch darauf hinweisen, daß auch der bisher unbekanntere Erreger des gefährlichen Gelbfiebers, dem allein in Kuba jährlich etwa 10 000 Menschen erliegen, dem ganzen Verlaufe der Krankheit nach zu schließen, vermutlich ein Protozoon ist. Gleich der Malaria wird auch das Gelbfieber durch eine Mücke verbreitet. Auch als Erreger der sogenannten malignen Geschwülste (Krebs oder Sarkom) werden von verschiedenen Forschern Urtierchen vermutet. Ob sich diese Annahme bestätigt, muß zukünftiger Forschung überlassen bleiben.

## Von freundes Hand.

Teilerzählung des Zyklus „Unterirdische Menschen“, von A. Strug. Aus dem Polnischen überetzt von E. Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Waler warf ihm einen verzweifelten Blick zu, bemerkte aber, daß Tschisiewitsch gutmütig lachte, als wenn er über etwas furchtbar erfreut wäre.

„Na, na, brauchst Dich nicht so schrecklich zu schämen. Das kommt vor. Aber merke Dir, Junge, was ich Dir schon mehr als einmal gesagt habe: Trink nicht, denn mit dem Trinken kommt alles alte wieder. Aber so ein bißchen, das kann nicht schaden.“

Das war der alte Mentorton und die alte Sicherheit. Waler atmete auf. Er blickte verlegen auf, doch lachte er selbst, als er Tschisiewitschs lächelndes Gesicht sah. Unterdessen brachte der Junge einen Kessel, ein großes Schnapsglas und einen Ambiß.

„Für wen?“ fragte Tschisiewitsch.

„Dieser Herr hat es bestellt,“ erwiderte das Vörschken, auf Waler hinweisend.

„Nimm zurück. Bring Bier, zwei kleine, marsch!“

Da schnellte Waler in die Höhe und begann zu bitten und zu flehen. Sogar die Hände faltete er flehend.

„Erlaubt es, dies eine Mal nur! Ein so schlimmer Augenblick ist über mich gekommen, daß ich es nicht aushalte, nicht aushalte. Ihr seht ja selbst . . .“

Ueber Tschisiewitschs Gesicht ging ein leichtes Zucken.

„Stelle alles auf den Tisch und hinaus! Weshalb stehst Du noch hier?“ herrschte er den Jungen an. Eine Weile verging in Schweigen. Tschisiewitsch schritt im Zimmer auf und ab.

„Na, was ist Dir? Sag's! . . .“

Es war eine völlig fremde Stimme, also doch wahr, wahr, wahr! Aufstöhnend griff Waler nach dem Glase und leerte es mit einem Zuge. Nun hatte er die Empfindung, daß er betrunken sei, schon lange, seit einigen Tagen schon betrunken, ganz wie in alter Zeit, wenn im Kopfe alles durcheinander wogte und wirbelte und man nicht recht wußte, was Wahrheit, was Einbildung war.

„Was soll ich denn reden? Sigt mir etwas im Kopfe und will nicht weg! Was soll ich denn sagen? Gibt ja gar nichts zu sagen, werde mich ausschlafen und -- die Sache ist abgemacht. . .“ Doch unwillkürlich stöhnte er dabei tief und schmerzlich auf.

„Woher kommst Du?“ fragte Tschisiewitsch nach einer guten Weile.

„Ach? Bei Weichert war Verianmlung.“

Schweigen.

„Wer war dort?“

„Dieselben, die immer zusammenkommen.“

„Alle?“

„Alle.“

„Warum habe ich davon nichts gewußt?“ Tschisiewitschs Stimme klang zornig, laut und befehlend. „Hör mal, Waler! Hebe den stopf, blicke mir gerade in die Augen! Warum habe ich davon nichts gewußt?“

„Ich . . . weiß nicht . . .“

„So . . . Du weißt es nicht? . . .“ Seine Stimme ging in ein durchdringendes Flüstern über. „Weshalb weißt Du es nicht? Warum trinkst Du jetzt? Warum hast Du auf dem Wege hierher getrunken? Sprich, Lump, sonst jage ich Dir gleich eine Kugel in den Schädel!“

Da erdröhnte plötzlich die Tür, lärmend und die „Rote Fahne“ singend stürzte die ganze Gesellschaft herein. Alle waren etwas benebelt.

Das Kabinett füllte sich mit Menschen. Alles sprach, schwatzte, sang durcheinander. Aus dem Haufen schob sich ein blaß und elend aussehender Mensch mit verwildertem Blicke, der

Personen eigen ist, die lange Zeit in Einsamkeit zugebracht haben.

Tschisiewitsch begrüßte ihn sehr herzlich. Sie umarmten sich, gaben sich einen kräftigen Kuß und drückten sich lange die Hände.

„Nun, das ist ja prächtig. Wie ging es dort?“

„Erträglich. Der Teufel hat mich nicht geholt.“

„Na, also ganz frei?“

„Nein, nur bis das Gericht stattfindet. Pfaffrew. Sie haben mich herausgelassen, weil es dort übersfüllt ist.“

„Wir wissen, wir wissen . . .“

„Eine schrecklich Anzahl Leute fällt täglich herein. Gestern hat man dreißig Personen aus dem Pavillon<sup>2)</sup> geholt und an ihre Stelle Neue aus dem Rathause gebracht. Alles Hundstunten! . . .“

Den Tisch bedeckten bald Flaschen, Gläser, eine gebratene Wurst verbreitete ihren lodenden Duft. Tschisiewitsch war sehr aufgeräumt. Die Leute drängten sich um ihn und legten große Hochachtung für den bekannten Genossen an den Tag. Er sprach sehr herzlich mit dem eben freigelassenen, trank ihm zu, hielt eine kleine, zündende Rede, die mit lauten Hochrufen und einem Hochheben des Medners endete. Als Tschisiewitsch so in die Höhe gehoben wurde, war Waler vor Verzweiflung dem Weinen nahe. Nun wußte er überhaupt nichts mehr. Wie ein Wahnsinniger überredete er sich, doch daran zu glauben, daß nichts geschehen sei, weder jene Dinge bei Weichert, noch die Geschichte in der ersten Stube. Auch die letzte Unterredung hatte nicht stattgefunden. Der Brammwein tat allmählich das seine, und alles verdunstete sich rasch, als wären die Lampen erloschen. Der Menschenlärm kam zu ihm wie aus weiter, weiter Ferne herüber. Wie durch eine Wand drangen einzelne Worte an sein Ohr die sich im Lärm verloren und von Zeit zu Zeit das ächzende Säusen im Kopfe libertönten. Er trank das ihm gereichte Glas leer und setzte sich wieder, um dem Gerede um ihn her aufmerksam zu lauschen und etwas von dem Allen zu verstehen.

Bei Weichert trennte man sich bereits. Es gab nichts mehr zu besprechen. Alles war bis ins kleinste Detail verabredet. Es blieb nichts als die Tat, die schreckliche Tat. Man blickte mit Achtung, Furcht und einer gewissen Scham auf Karaf, der jetzt die Hauptperson war. Seine Anordnungen und Befehle wurden aufmerksam angehört. Was Waler betraf, so war es klar, daß die ganze Geschichte nur auf seiner Ehrlichkeit und Verzweiflung beruhte. Es wurde nur beschlossen, daß er für sein Aufbrausen Karaf in allernächster Zeit feierlich um Entschuldigung bitten und zwanzig Rubel Strafe an die Partei zahlen sollte. Die Strafe war sehr streng, da sie das halbe monatliche Gehalt Walers ausmachte. Karaf' Mut schien durch die ihm in Aussicht gestellte Genugthuung besänftigt. Nur hegte er noch Zweifel, ob Waler in seiner Dummheit nicht zum Verräter laufen und die ganze Geschichte ausplaudern würde.

„An den Verrat hat er zuletzt geglaubt, und das ist die Hauptsache. So einer verplappert sich nicht. Wahrscheinlich ist er in seinem Schmerz nach Hause gegangen. Selbst wenn er ihm begegnete, würde er davonlaufen, wie es jeder von uns täte. Wer könnte auch nach dem Geschehenen ihm in die Augen blicken? Die Hauptsache ist drum, daß man sich beeilt.“

„Das ist schon meine Sache,“ bemerkte Karaf. Eine Weile verging in Schweigen. Alle

<sup>2)</sup> Pavillon, der Teil der Zitadelle, in dem politische Gefangene sitzen.

standen schon zum Fortgehen bereit, hatten bereits die Mägen auf. Alles war beschlossen und verabredet: was man im Falle eines unvorhergesehenen Mißlingens auszusagen sollte, wie man sich während der Untersuchung zu halten hatte, wenn der Verräter sie etwa rechtzeitig bei der Gendarmerie angegeben hatte usw. Es gab nichts mehr zu tun, und doch warteten alle.

Da räusperte sich der alte Weichert, schwieg sich eine Weile aus und ergriff dann in tiefer Bewegung das Wort. Er sagte:

„Genossen! Ich meine, wir sollten jetzt nur das aussagen, was jeder von uns in diesem Augenblicke im Sinne hat. Alles andere, was und wie es gemacht werden soll, auch in betreff der Vorsichtsmaßregeln, ist schon gesagt worden. Nicht darum handelt es sich. Da wir hier lauter ältere, zielbewusste Genossen sind, sollte es scheinen, daß es gar nicht nötig sei, noch über die Sache zu reden -- weil doch schon alles bekannt ist. . . . Und doch meint mein Gewissen, daß darüber geredet werden muß; zur Bekräftigung unseres Urteils angesichts der gesamten Arbeiterklasse. Denn wenn auch unser Gericht geheim ist und ewiges Geheimnis bleiben wird, so haben wir diesen Tod doch nur zum Nutzen und Frommen unserer Arbeitsbrüder beschlossen. Es ist unser Recht, das wir in die eigene Hand genommen haben, nicht Todts. Nie vorher oder dergleichen. Und nicht ein Mensch ist es, der ihn tolet, sondern das Recht zermalmt ihn, das heilige, das er beschwört und mit Nüssen getreten. . . .“

Also sprach der Alte, während ihm die anderen schweigend zuhörten.

„Was ist Dir, Waler? Willst ganz auf den Stand gekommen. Sing mit uns!“

„Was sollte mir auch sein? Bin betrunken.“

„Trink noch. Du hast, wie es scheint, mir eben angefangen, und da ist es immer am besten. Auf's Wohl!“

„Gut. Daß Euch alle der Teufel holt!“

„Auch Dich! Trink!“

Mitten im Lärm und immer zunehmendem Gedränge, da stets Neue hinzu kamen, um den Freigelassenen zu begrüßen, sah Waler am Tische und schenkte sich von Zeit zu Zeit aufs neue ein. Die Harmonika heulte ununterbrochen, so daß die, welche sprechen wollten, aus vollem Halse schreien mußten. Tschisiewitsch amüsierte sich anscheinend höchlich, riß Witze, brachte Toaste aus und entseffelte wahre Nachschaben. Seine Augen, die Waler in der Menge suchte, waren schon mehrmals Walers Wicken begegnet. Es waren seltsame Augen, Augen voll Haß und Hohn, in denen aber gleichzeitig ein stummes Flehen um etwas lag. Diese Augen in Tschisiewitschs lachendem Gesichte machten den Eindruck, als ob ein Geistes, ein Geist oder der Teufel selbst eine Sekunde lang von ihm Besitz ergriffen hätte und nun aus seinen Augen blicke. Waler erstarrte vor Schreck, so oft er einen derartigen Blick auffing. Er zerbrach sich nun nicht mehr den Kopf über die Frage, ob es auch wahr sei oder nicht. Alles war dem Gedächtnisse entschwunden. In solchen Augenblicken wich jeder Gedanke, er empfand nichts als Furcht. Er ängstigte sich vor dem Spuk, wie die Menschen gewöhnlich ein Geistes fürchten oder den Tod. Er wand sich vor Schmerz, schrie beinahe laut auf bei jedem dieser Blicke, die ihm in alle Glieder fuhren, bis ins Innerste seiner Seele drangen, ihn wie ein Blitz vom Scheitel bis zur Sohle durchzuckten, daß er die Zähne aufeinanderbeißen mußte, um nicht wie ein Wolf loszuheulen.

(Schluß folgt.)

**Die Zeichensprache der Ameisen.** Es ist allgemein bekannt, daß die Ameisen einer Kolonie sich durch gegenseitiges Betasten mit ihren Fühlhörnern allerlei Mitteilungen zu machen vermögen. Diese Fähigkeit, einander etwas mitzuteilen, ist mehrfach konstatiert worden von Forel, Lubbock und Wasmann, welche letzterer sie als eine der sog. Lautsprache vieler niederer und höherer Tiere ähnliche instinktive Zeichensprache betrachtet. Gleichwie die Lautsprache der Tiere, z. B. die Paarungs-, Warnungslaute usw., instinktiv einen bestimmten Gemütszustand eines Individuums zur Kenntnis der ihm gleichartigen Wesen bringt, so dienen bei den Ameisen gewisse Schläge mit den Fühlhörnern dazu, den subjektiven Gemütszustand des einen Individuums auf ein anderes zu übertragen und dadurch den sozialen Instinkt zu unterstützen. In erster Reihe lenken diese eigenartigen Schläge die Aufmerksamkeit des Kameraden auf den Gegenstand, auf den das eigene sinnliche Streben der Ameise gerichtet ist. Durch sie verlangt sie Futter, macht andere auf neue Funde aufmerksam, fordert zur Auswanderung oder zu Raubzügen auf, warnt, wenn der Bau angegriffen ist oder beunruhigt wird usw. Wasmann hatte Gelegenheit, einen Fall zu beobachten, wo eine Ameise einen Käfer nicht allein heben konnte; sie ließ zum Rette, schlug einige andere mit den Fühlhörnern, diese folgten ihr sogleich zum Funde, der jetzt mit ihrer Hilfe fortgebracht wurde. Diese Fähigkeit der Ameisen, sich untereinander zu verständigen, läßt sich jedoch nicht im geringsten mit einer Sprache im menschlichen Sinne vergleichen. Den Zeichen entsprechen natürlich keine abstrakten Begriffe. Sie werden nicht gelehrt. Sie sind im Gegenteil erblich, instinktiv und werden instinktiv aufgefaßt. Es ist durchaus falsch, wie man früher das getan, in diese Instinktsprache etwas hineinanzulegen, was an unsere Begriffe erinnert. — h. b.

**Die Berliner Arbeiter und die königliche Bibliothek im März 1848.** In der bürgerlichen Welt spukt noch hin und wieder die Legende vom modernen Barbarentum des Proletariats, das Kunst und Wissenschaft feindlich sei. Erscheint diese Idee heute ganz lächerlich so hat sie doch in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts selbst einen Mann wie Heinrich Heine beeinflusst. Tatsächlich aber hatte das Proletariat damals zwar noch nicht den Bildungsgrad erreicht wie heute, aber der Respekt vor den geistigen Gütern der Menschheit war auch damals schon in der Arbeiterklasse mächtig. Von dem Bakdalismus, den Heine befürchtete, war in den Revolutionen von 1848 nichts zu spüren. Im Gegenteil ist ein Fall zu berichten, wo die proletarische Achtung vor Kunst und Wissenschaft auch einem Gebäude zugute gekommen ist, das sonst vielleicht dem Volkszorn zum Opfer gefallen wäre. In Berlin richtete sich nach der Märzrevolution bekanntlich die allgemeinste Abneigung gegen den Prinzen von Preußen, den man besonders für das Blutbad in Berlin verantwortlich machte. Am 20. März sammelte sich um sein Palais unter den Linden eine Menschenmenge, hauptsächlich von Ar-

beitern, aus der das Verlangen laut wurde, das Haus des „Karlätscheprinzen“ durch Feuer zu zerstören. Diese Idee hätte vielleicht Anklang gefunden, wenn nicht sofort darauf hingewiesen worden wäre, daß dann auch die danebenstehende königliche Bibliothek mit ihren ganzen Bücher-



**Die Ballontatastrophe zu Pechlugen im Rheintal.**

Am 12. Juli d. J. wurde der Ballon „Erdstüb“, der mit fünf Personen aufgestiegen war, nach halbstündiger Fahrt total zerklümmert. Infolge starken, durch einen drei Meter langen Riß hervorgerufenen Gasverlustes neigte sich der Ballon, welcher der Rheinisch-Westfälischen Motorluftschiffahrtsgesellschaft angehörte, mit seinem entleerten Zelle vornüber und sauste mit rascher Geschwindigkeit in die Tiefe. Sämtliche fünf Insassen wurden getötet.

schäden verloren wäre. Nach der „Allgemeinen Zeitung“ sagt ein Arbeiter: „Nur, wenn die Bibliothek verbrannt, so haben wir keine Bücher, und wenn wir keine Bücher haben, so haben wir keine Gelehrten, und wenn wir keine Gelehrten haben, so haben wir garnichts. Hoch lebe die Bibliothek!“



**Vom Bundesfest des Arbeiter-Sänger-Bundes Rheintal:**

Frauen- und Mädchenchor im Festzuge, der gegen 10 000 Teilnehmer zählte. Zu diesem imposanten Arbeiterfest hatten sich am 10. und 11. Juli d. J. 134 Gesangsvereine, darunter 20 Frauenchöre, in Ohligs (Kreis Solingen) eingefunden.

Diese, die revolutionären Arbeiter ehrende Erklärung des Kronprinzlichen Schlosses zum Nationaleigentum war die Folge dieser Ansprache, deren Achtungsbegabung vor der Gelehrsamkeit die proletarischen Zuhörer, weit entfernt, Vernunft und Wissenschaft zu verachten, vollauf würdigten. — dg.

**Ein wirtschaftlicher Grund der holländischen Kunstblüte.** Der Zusammenhang der holländischen Kunstblüte mit dem kapitalistisch-bürgerlichen Aufschwung der nördlichen Niederlande infolge des Freiheitskampfes gegen den organischen Absolutismus ist oft hervorgehoben worden. Auf einen beachtenswerten Umstand aber weist ein Engländer des siebzehnten Jahrhunderts hin, dessen Tagebücher viel Interessantes enthalten, John Evelyn. Dieser traf im August 1641 zum ersten Mal in Rotterdam ein, wo gerade der Jahrmart stattfand. Der Engländer war erstaunt über die Menge der zum Verkauf stehenden Gemälde, hauptsächlich Szenen aus dem ländlichen Leben, wovon er selber einige kaufte.

Als Grund dieses starken Angebots von Bildern erschein ihm „ihr Mangel an Land, um ihr Kapital anzulegen, so daß es ein gewöhnliches Ding ist, einen gewöhnlichen Gutsbesitzer zwei- oder dreitausend Pfund (40—60 000 Mark) in dieser Ware anlegen zu finden. Ihre Häuser sind voll davon, und sie verkaufen sie auf ihren Messen mit sehr großem Gewinn“. Der Kapitalüberfluß war in den Niederlanden so groß, daß der Zinsfuß bis zu 2 Proz. herunterging, und hat auch dazu beigetragen, die bekannte Tulpenmanie hervorzu- rufen; erfreulicher ist, daß er auch einer so herrlichen und bedeutsamen Sache gedient hat, wie es die holländische Malerei des siebzehnten Jahrhunderts ist. — rd.

**Neue Bücher.** Eine Sammlung holländischer Essays ist Robert Gessens Buch „Die Prostitution in Deutschland“ (München, Albert Langen. Preis 4,50 Mk.) zu nennen. In temperamentvoller und origineller Art werden in diesem Werke Probleme und Konflikte des täglichen Lebens behandelt, die nicht mit ethischen Phrasen und Repressivmaßnahmen gebessert oder aus der Welt geschafft werden können. Die Quintessenz des Buches ist die Knempfehlung peinlichster Keinlichkeit in allen Dingen, die dieses weite Feld der Sozialhygiene irgendwie betreffen. — Eine neue Veröffentlichung F. von Reizensteins „Liebe und Ehe in Ostasien“ (Stuttgart, Francksche Verlagsbuchhandlung, Preis 1 Mk.) beschäftigt sich mit dem Liebesleben der mongolischen und der alten amerikanischen Völker. Das an Abbildungen reiche Büchlein bringt viel des Interessanten auf diesem Gebiete, es spürt den beobachteten Erscheinungen nicht nur in erlotischer Hinsicht, sondern auch in rechtlicher nach, und kann als gründliche und allgemein verständliche Arbeit angesprochen werden. — Eine Sammlung der besten Gedichte Ferdinand Freiligraths hat der Dortmund-Verlag A. Gerisch u. Co. unter dem Titel „Wir sind die Kraft!“ (Preis 15 Pf.) gelegentlich der diesjährigen Freiligrathfeier herausgebracht. Die Gedichtauswahl, der Konrad Haenisch eine kurze, doch erschöpfende Skizze über das Leben des Dichters vorangeschickt hat, kann bestens empfohlen werden. — Als reich illustrierte Reiseschilderung präsentiert sich F. C. Ewalds Buch „Siwah“ (Mainz, Kirchheim u. Co., Preis 2 Mk.); die interessante Schrift schildert in fesselnder Weise Land und Leute in der libyschen Wüste, die bisher nur von wenigen Europäern der Gegenwart durchstreift worden ist. —